

»Mit Ruhe in der Seele, Skepsis im Geist und Tatkraft im Handeln«

Konrad Umlauf im Interview über die Bibliotheken in Forschung und Lehre, die Bedeutung der Verbände im 21. Jahrhundert und eine lange Publikationsliste

Mit gemischten Gefühlen ist Konrad Umlauf Ende August zum Interview gekommen, nach Reutlingen, in die Gartenstraße 18, zum Sitz der Geschäftsstelle des Berufsverbands Information Bibliothek (BIB) und der Redaktion von BuB – gewissermaßen an eine alte Wirkungsstelle, an eine von vielen. Die Räumlichkeiten kennt Umlauf gut, hat sie aber noch anders in Erinnerung: dunkel und verraucht. Es waren Zeiten, als in den Redaktionsstuben noch kräftig geraucht wurde. Konrad Umlauf war öfter zu Gast hier: Von 1992 bis 1998 war er Bundesvorsitzender des Vereins der Bibliothekare und Assistenten (vba), der 2000 im BIB aufgegangen ist. Von 1998 bis 2008 schließlich war Umlauf Mitherausgeber von BuB. Ein persönliches Gespräch sollte es werden, darauf legte Umlauf Wert. Videokonferenzen seien häufig etwas sachlich und unpersönlich. Fast eineinhalb Stunden stellte sich Konrad Umlauf den Fragen von Ute Engelkenmeier (Bundesvorsitzende BIB) und Steffen Heizereder (BuB-Redakteur).

BuB: Professor Umlauf, anlässlich Ihrer Festschrift zum 65. Geburtstag schrieb Barbara Lison über Sie: »Konrad Umlauf gehört zu den herausragendsten Bibliotheksfachleuten in Europa! Er ist Innovator, Reformier, Revoluzzer, Lehrer, Bibliotheksmanager-Macher, Forscher und Fachwissenschaftler, Bibliothekspolitiker, Kommunikator, Ratgeber und Botschafter.« Nach Ihrer Emeritierung 2016 wurde Ihr Lehrstuhl für Öffentliche Bibliotheken an der Humboldt-Universität zu Berlin nicht wiederbesetzt. Wird dem Öffentlichen Bibliothekswesen zu wenig Achtung geschenkt in Wissenschaft, Forschung und Lehre?

Konrad Umlauf: Ich habe die Entscheidung an meinem ehemaligen Institut einfach zur Kenntnis genommen und nicht kommentiert und das möchte ich auch jetzt nicht tun. Ich glaube aber auch, dass

die Zeit vorbei ist, in der die Öffentlichen Bibliotheken einen eigenen Lehrstuhl oder ein eigenes Lehrgebiet haben. Wir müssen mehr in Aufgaben und in Perspektiven denken. Dabei müssen dann natürlich die Öffentlichen Bibliotheken jeweils mit einbezogen werden, aber auch die Spezialbibliotheken, von denen man ja auch sagen kann, dass sie zu wenig beachtet werden. In wie weit das wirklich geschieht, darüber habe ich keinen Überblick. Ich bin manchmal etwas konsterniert, wenn ich mit Kollegen rede, wie eng das Fachgebiet manchmal gesehen wird.

Gibt es Ihnen da zu wenig Diskurs?

Nein, das nicht, aber zu viel Spezialismus, wenn beispielsweise ein Kollege oder eine Kollegin für Erschließung zuständig ist und sich fast ausschließlich damit befasst, und davon, was es außerhalb der Erschließung gibt, nichts weiß.

Worauf würden Sie das zurückführen?

Das führe ich auf Berufungspolitik zurück. Umgekehrt muss man sagen, dass es nicht allzu viele Leute mehr zu geben scheint, die richtig breit aufgestellt sind.

Ist das ein Zeichen für die immer weitere Ausdifferenzierung im Bibliothekswesen?

Nein, das glaube ich nicht. Ich war schon Anfang der 1990er-Jahre dieser Meinung – und eigentlich auch schon davor. Die ganzen 1980er-Jahre und noch in den 1990er-Jahren war ich Lehrbeauftragter an der Hochschule der Medien in Stuttgart. Ziemlich zu Anfang meiner Zeit dort habe ich eine Vorlesung von einem Kollegen der HdM übernommen, da ging es um Bestandsaufbau und Beschaffung. Der Kollege hatte mir auch freundlicherweise sein Skript zur Verfügung gestellt. Da sah ich, dass es ausschließlich um Wissenschaftliche Bibliotheken ging. Öffentliche Bibliotheken kamen nicht vor. Das fand ich nicht akzeptabel.

Ich glaube aber auch, dass die Zeit vorbei ist, in der die Öffentlichen Bibliotheken einen eigenen Lehrstuhl oder ein eigenes Lehrgebiet haben.



Im Oktober 2015 wurde Konrad Umlauf (hier in der Bildmitte) für seine Arbeit mit der Karl-Preuser-Medaille ausgezeichnet. Zu den Gratulanten zählten Heinz-Jürgen Lorenzen (damals Büchereizentrale Schleswig-Holstein), Ralph Deifel (damals Landesfachstelle Bayern), Birgit Dankert, die die Laudatio auf Umlauf hielt und Andreas Degkwitz (Direktor der Universitätsbibliothek der HU Berlin). Foto: Katrin Neuhauser

Ich würde empfehlen, im Erststudium Informatik zu studieren ...

... und dann einen Master an unserem Institut an der Humboldt-Universität im Fernstudium draufzusetzen.

Sie selbst wurden dagegen auch schon mal als ÖB-Papst bezeichnet. Wie stehen Sie selbst zu solchen Zuschreibungen?

Ich habe die Bezeichnung natürlich auch schon gehört. Ich nehme das lächelnd zur Kenntnis. (lacht)

Wie sehen Sie dann das Verhältnis Universitätslehre und -forschung zu Fachhochschullehre und -forschung?

Mit der Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge gab es einen einschneidenden Wandel, weil man heute hier wie dort einen Bachelor macht und hier wie dort einen Master. Ich sehe aber einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Bachelor an Universitäten und dem an Fachhochschulen darin, dass der universitäre Bachelor ein Zwei-Fach-Bachelor ist und kein Ein-Fach-Bachelor. Bei uns an der Humboldt-Universität zu Berlin muss man mindestens zwei Fächer studieren, ein Hauptfach, das könnte dann zum Beispiel Bibliotheks- und Informationswissenschaft sein und noch ein weiteres beliebiges Fach, wobei die Kombination meistens mit einem geisteswissenschaftlichen Fach gewählt wird. Wir hätten uns gewünscht, dass sehr viel mehr

Studierende die Bibliotheks- und Informationswissenschaft mit einem naturwissenschaftlichen Fach oder mit Informatik kombinieren, aber das war leider selten.

Könnte man mit dem Zwei-Fach-Bachelor auch schon Fachreferent an einer Hochschulbibliothek werden?

Vom Beamtenrecht her gesehen ist in jedem Fall ein Master erforderlich, um in den höheren Dienst zu kommen. Im Tarifrecht ist das nicht der Fall. Die neuen Entgeltordnungen verlangen eigentlich überhaupt keinen formalen Hochschulabschluss, um in die Entgeltgruppe 13 und höher eingruppiert zu werden. Soweit mir bekannt ist, wird davon aber mehr oder minder überhaupt kein Gebrauch gemacht.

Was würden Sie einem Abiturienten von heute raten, der sich für Bibliotheken interessiert, welchen beruflichen Weg er einschlagen soll?

Ich würde ihm empfehlen, im Erststudium Informatik zu studieren und dann einen Master an unserem Institut an der Humboldt-Universität im Fernstudium draufzusetzen. Ich bin nach wie vor



»Künftige Bibliotheken werden kaum noch als Bibliotheken zu erkennen sein«: eine der Thesen, die Konrad Umlauf, der auch schon als ÖB-Papst bezeichnet wurde, im Rahmen seiner Dankesrede zur Verleihung der Karl-Preusker-Medaille 2015 aufstellte. Foto: Katrin Neuhauser

der Meinung, dass unser weiterbildendes, berufsbegleitendes Fernstudium an der Humboldt-Universität der beste Zugang zumindest zu den hochqualifizierten Positionen im Bibliothekswesen ist.

Welche Kenntnisse sollte jemand mitbringen, der heute im Bibliothekswesen arbeitet? Sind das dann auch vor allem Informatikkenntnisse?

Ja, dazu zählen auch IT-Kenntnisse. Diese müssen natürlich nicht in jedem Fall oder für jeden Job auf dem Niveau eines Masters in Informatik sein, aber es müssen sehr substanzielle IT-Kenntnisse sein. Das andere sind sehr substanzielle Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten im Bereich Organisation. Und dann braucht man auch Menschen, jedenfalls an Hochschulbibliotheken, die einen fachlichen Hintergrund für die Fächer mitbringen, die sie gegenüber den Wissenschaftlern vertreten.

Sehen Sie da für ältere Menschen derzeit einen großen Veränderungs- und Anpassungsdruck, was das Erlernen neuer Fähigkeiten und neuer Kenntnisse betrifft?

Ja, da ist ohne Zweifel ein großer Anpassungsdruck vorhanden, der Wandel ist ja einschneidend. Auf der anderen Seite ist es aber nicht so, dass die Generation 50 plus den Wandel verweigern würde. Natürlich gibt es immer – das gilt aber auch für die Jüngeren – einzelne Leute, die den Wandel, etwa

die zunehmende Digitalisierung, nicht so mitmachen wollen. Und dann gibt es ja auch Bereiche, wo es mehr und mehr auf didaktische oder pädagogische Konzepte ankommt. Ich denke da etwa an die lernende Bibliothek. Auch da gibt es Leute, die das eigentlich nicht wollen. Ich erinnere mich an eine Veranstaltung auf einem Bibliothekartag vor vielen Jahren, als das Thema Vermittlung von Informationskompetenz aufkam, von lernender Bibliothek hatte man damals noch gar nicht gesprochen. Bei einer Podiumsdiskussion erzählte eine Fachreferentin, dass sie in ihrem Team das Thema in Gang gebracht und ein Kursangebot auf die Beine gestellt hat. Dann sagte eine weitere Kollegin: »Aber ich bin doch Bibliothekarin geworden, weil ich nicht Lehrerin werden wollte.« Tja.

Interessant ist auch der Ansatz des Teaching Librarians.

In meinem letzten Semester an der Humboldt-Universität habe ich Gespräche geführt, weil ich die Idee hatte, einen Studiengang Bibliothekspädagogik zu etablieren. Weil ich aber emeritiert bin, ist das nie weiter verfolgt worden. Mit großer Freude habe ich aber erfahren, dass im vergangenen Jahr Bernd Schmidt-Ruhe auf eine Professur für Informationspädagogik an die HdM berufen wurde. Und an der Hochschule in Leipzig gibt es auch einen Schwerpunkt in Bibliothekspädagogik.

Ohne Zweifel ist ein großer Anpassungsdruck vorhanden, aber es ist ja nicht so, dass die Generation 50 plus den Wandel verweigern würde.

Auch technisch werden sich immer mehr Vorgänge durch den Einsatz von künstlicher Intelligenz automatisieren.

Wie sollte die Fachrichtung heißen, Informationspädagogik oder Bibliothekspädagogik oder welchen Begriff würden Sie wählen?

Ich finde es letztlich richtig, das nicht Bibliothekspädagogik sondern Informationspädagogik zu nennen, weil Bibliothekspädagogik dann wieder nur an die Institution gebunden ist. Es sollte aber breiter aufgestellt sein. Man kann andererseits an der Technischen Universität Darmstadt Informationspädagogik auch ohne jeden Bibliotheksbezug studieren. Das geht eigentlich nicht. Umgekehrt finde ich Bibliothekspädagogik heute eher ein bisschen zu eng. Da finde ich die Entscheidung der HdM gut, den Studiengang »Informationspädagogik« zu nennen. Und natürlich kommt Bernd Schmidt-Ruhe aus der Bibliothekspraxis. Er wird immer den Praxisbezug zur Bibliothek behalten und das ist auch gut so.

Müssen Bibliothekarinnen und Bibliothekare wieder mehr zu Generalisten werden?

Ich denke, dass eine breite fachliche Grundlage da sein muss und auf dieser müssen dann entweder schon im Studium oder später in Fortbildungen Spezialisierungen erfolgen. Routinearbeit am Schreibtisch wird eine immer geringere Bedeutung haben und einen immer geringeren Zeitaufwand beanspruchen. In zehn, zwanzig Jahren wird mehr oder minder an jedem Arbeitsplatz in der Bibliothek eigentlich nur noch Projektarbeit stattfinden, weil die Routinearbeit entweder externe Dienstleister machen oder falls es überhaupt noch in der Bibliothek gemacht wird, muss man diese Routinearbeit dann so gestalten, dass sie durch Hilfskräfte ausgeführt werden kann. Die hochqualifizierten Leute werden zukünftig eigentlich nur noch Projektarbeit machen, weil sie unter einem gewaltigen Innovationsdruck stehen. Und auch technisch werden sich immer mehr Vorgänge durch den Einsatz von künstlicher Intelligenz so weit automatisieren, dass selbst im Bereich Auskunftsdienst eigentlich kaum noch Personal für die Routineauskünfte benötigt wird.

Nachdem der Bibliothekartag ausgefallen ist, hat der Berufsverband Information Bibliothek (BIB) gemeinsam mit der TIB in Hannover die virtuelle Konferenz #vBIB20 auf die Beine gestellt. Dabei hat sich gezeigt, dass die Kolleginnen und Kollegen, die in Öffentlichen Bibliotheken beschäftigt sind, geringere Chancen hatten, überhaupt teilzunehmen. Das fing damit an, dass einige beantragen mussten, wenn sie an einer Videokonferenz teilnehmen möchten, oder noch ein extra Laptop organisiert werden musste oder sowieso auf private Geräte zurückgegriffen werden musste. Der Unterschied zu

den Unibibliotheken scheint gerade während der Corona-Pandemie noch einmal eklatant gestiegen zu sein.

Eine Kollegin erzählte mir, dass sie fast die Hälfte der Zeit, die zur Verfügung steht, damit beschäftigt ist, die Videokonferenztechnik zum Laufen zu bringen und den Teilnehmern zu erklären, wie das geht, statt dass man eigentlich zu den Inhalten kommt. Sie hat in dem Zusammenhang allerdings auch gesagt, dass ein Teil der Schwierigkeiten darauf zurückgeht, dass gerade der IT-Zugang aus kommunalen Netzen heraus, so restriktiv gehandhabt wird, dass eine Menge Anwendungen einfach nicht möglich sind.

Welche Bedeutung messen Sie vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie diesen digitalen Angeboten im Vergleich zu den persönlichen Treffen etwa auf dem Bibliothekartag zu?

Es wäre schon eine beträchtliche Verarmung, wenn Fortbildungen und Konferenzen künftig nur noch auf digitaler Basis stattfinden könnten. Ich selbst habe aktuell eine entsprechende Erfahrung in einem Beratungsprojekt gemacht, bei dem ich mitwirke. Wir haben uns anfangs mit den Projektarbeitern einige Male vor Ort getroffen. Die Projektarbeiter haben uns ihre Ideen vorgestellt, die wir kommentiert haben. Und dann kam die Pandemie. Seitdem machen wir diese Beratungen nur noch per Videokonferenz. Ich glaube, wir hätten nicht die Qualität, nicht die Vertrauensbasis, die wir jetzt haben, wenn wir zu Anfang nicht die persönlichen Treffen gehabt hätten. Es macht einen Unterschied, ob man mit Personen im selben Raum ist und die Personen ganz wahrnimmt, die Körpersprache, die Kleidung oder ein Augenzwinkern – all das ist auf dem Bildschirm kaum oder nicht zu erkennen. Wenn eine Vertrauensbasis vorhanden ist, wenn man die anderen Personen durch das persönliche Gespräch gut kennengelernt hat, dann ist man auch bereit, mal eine Formulierung zu wagen oder eine Frage zu stellen, die man bei dem doch ziemlich reduzierten Kommunikationsstil einer Videokonferenz nicht wagen würde. Auf der anderen Seite glaube ich schon, dass der Anteil der Präsenzveranstaltungen aus vielen Gründen zurückgehen wird. Jetzt gibt es erst einmal einen großen Impuls durch die Corona-Pandemie hin zu digitalen Formaten. Wenn wir die Pandemie vielleicht nächstes Jahr oder in zwei Jahren hinter uns haben, dann kann man das wieder anders handhaben, dann wird der Online-Anteil sicher auch wieder zurückgehen, aber ich glaube nicht, dass wir dahin kommen werden, dass wieder in dem Maße Dienstreisen durchgeführt werden wie vor der Pandemie – weil man die Erfahrung gemacht hat, dass es auch anders geht.

Es wäre schon eine beträchtliche Verarmung, wenn Fortbildungen und Konferenzen künftig nur noch auf digitaler Basis stattfinden könnten.



Die Fusion der bibliothekarischen Verbände zu einem Gesamtverband gelang nicht. Als VBB-Vorsitzender begleitete Umlauf aber den stufenweisen Zusammenschluss der Verbände VBB, BBA und VdDB zum BIB (hier mit Sabine Stummeyer, damals im BBA-Vorstand). Foto: privat

Wenn eine Gruppe sich schon kennt, ist es einfacher, das per Videokonferenz zu machen, aber ein Netzwerk aufbauen, das geht nicht über Videokonferenz.

Ich glaube, das geht doch, allerdings nur dann, wenn das ein überschaubarer Kreis von Menschen ist, die sich auf sehr hohem fachlichen Niveau bewegen. Wenn ich mir zum Beispiel einen Krebspatienten vorstelle, der von einem Ärztetermin behandelt wird, das aus einem Onkologen an der Uniklinik Heidelberg und einem Onkologen aus den USA besteht. Die Ärzte kennen sich persönlich überhaupt nicht, die haben sich noch nicht einmal auf einem Kongress gesehen. Vielleicht gibt es sogar noch einen dritten und vierten Arzt, die irgendwo anders in der Welt sitzen. Und die sprechen jetzt diesen Fall durch und legen die Therapie fest. Ich glaube, die können das ganz fantastisch, ohne dass die sich persönlich je vorher gesehen haben. Das ist dann eine andere Situation, weil das fachlich sehr speziell, sehr eng und auf sehr hohem Niveau ist.

Wir haben sehr viel über Netzwerken, über den persönlichen Kontakt und Austausch geredet.

Zeitgleich leben wir in Zeiten, in denen die Bereitschaft, sich längerfristig an eine Organisation, etwa an einen Verband, zu binden, abnimmt. Welche Bedeutung messen sie einem Berufsverband im Jahr 2020 zu?

Ich denke, dass man das aus zwei Blickwinkeln betrachten muss. Das eine ist die Sicht des »Feld-Wald-und-Wiesenbibliothekars«, eine Formulierung, die nicht von mir stammt, sondern die ich zuerst von der früheren Direktorin der Stadtbibliothek Bielefeld, Annegret Glang-Süberkrüb, gehört habe. Der oder die interessiert sich für Dienstleistungen, etwa für eine Fortbildung. Wer das organisiert und wer hinter dieser Fortbildung steht ist sekundär.

Müssen die Verbände hier sichtbarer werden?

Ja, die Rolle der Verbände ist sehr erklärungsbedürftig. Dieser Blickwinkel ist sozusagen die Sicht von unten. Und jetzt kommt der Blick von oben, fast auf Vorstandsebene. Ich glaube, dass die Berufsverbände immer wichtiger werden bei der Artikulation von Interessen in die Öffentlichkeit hinein und auch bei der Artikulation von Interessen nach innen, also in den Berufsstand hinein. Es geht darum, dem Berufsstand zu vermitteln, was die wichtigen Zukunftsthemen sind und den Wandel des Berufsfeldes auch mitzugestalten. Die Personalverbände sind natürlich nicht die einzigen, die hier in der Verantwortung sind. Das müssen letztendlich auch die Bibliotheksträger machen und auch der Bibliotheksträgerverband, der Deutsche Bibliotheksverband (dbv), muss hier aktiv sein. Aber ich denke doch, dass die Personalverbände das nochmal mit einem anderen Zungenschlag und mit einer anderen Vernetzung machen können. Wenn man das personalisiert sieht, ist ja der Deutsche Bibliotheksverband ein Institutionenverband. Er ist ein Direktorenverband, ein Verband von Leitern und Direktoren. In den Personalverbänden ist das anders. Da gehören auch die »Fußvölker« zu der kleinen Funktionärsclique.

In Ihrer Zeit als Vorsitzender des Vereins der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken (VBB), einem der Vorgängerverbände des BIB, haben Sie die Idee eines Gesamtverbandes verfolgt, der in der Folge von Fusionsverhandlungen zwischen 1992 und 1994 entstehen sollte. Warum gibt es den bis heute nicht?

Ein Stück weit ist die vormalige Differenzierung ja durch den stufenweisen Zusammenschluss der Verbände VBB, BBA und VdDB zum BIB konsolidiert worden. Der Verein Deutscher Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VDB) war da nicht dabei, obwohl wir damals ein Modell vorgeschlagen

Die Rolle der Verbände ist sehr erklärungsbedürftig.

Die Idee eines Gesamtverbandes hatte als erstes in den frühen 1980er-Jahren Helmut Sontag. Das war ein faszinierendes Modell.

Man könnte Modelle andeuten, die BuB zum goldenen Open Access bringen.

haben, das für die VDB-Mitglieder eine eigene Fachgruppe vorsah. Damit sollte das Bedürfnis der ehemaligen VDB-Mitglieder nach einer gewissen Exklusivität, Akademiker unter sich, befriedigt werden. Der Vorstand des VDB hatte dem Modell damals zugestimmt, ist damit in die Mitgliederversammlung gegangen und ist gescheitert. Meiner Ansicht nach hätte dann der Vorstand oder zumindest der Vorsitzende zurücktreten müssen.

Noch einmal zurück zur Frage: Warum gibt es nicht einen bibliothekarischen Gesamtverband oder nicht zumindest einen gemeinsamen Personalverband?

Ein Argument gegen den Zusammenschluss des dbv mit den Personalverbänden war immer, dass der dbv der Trägerverband ist, dass er also eigentlich eine Arbeitgebersicht vertritt oder zumindest arbeitgebernah ist. Das mit den Personalverbänden zusammenzubringen erzeugt Interessengegensätze. Ich bin der Meinung, man hätte durchaus Konstruktionen finden können, dass man diese Interessengegensätze kanalisiert oder zumindest transparent macht. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels etwa ist ja auch so eine seltsame Konstruktion, weil er auf der einen Seite die Hersteller und auf der anderen Seite den Einzelhandel in einem Verband zusammenfasst. Da funktioniert das auch. Aber das gibt es in keiner anderen Branche. Von daher sehe ich schon dieses starke Argument, dass Personalverbände und Arbeitgeber nicht zusammenpassen. Sicher spielt bei diesem Argument auch eine Rolle, dass in den 1980er-Jahren, stärker als in den 1990er-Jahren und viel stärker als heute, die Personalverbände noch immer eine gewisse Gewerkschaftsnähe hatten. Die Idee eines Gesamtverbandes hatte als erstes übrigens in den frühen 1980er-Jahren Helmut Sontag, der damalige Direktor der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin, entwickelt. Das war ein faszinierendes Modell. Ich war restlos begeistert davon, aber es war auch ein extrem technokratisches Modell. Ein Modell, das bestimmte Dinge völlig ausblendete: Befindlichkeiten, Traditionen, Wir-Gefühl, Identitäten. Mit etwas mehr Erfahrung, als ich damals hatte, hätte ich verstehen müssen, dass das so nicht funktionieren kann. Ich fand es aber faszinierend, nicht zuletzt deshalb, weil ich mitunter ziemlich technokratische Ansichten habe.

Vertreten Sie die Idee von einem vereinigten Personalverband noch genauso wie Anfang der 1990er-Jahre?

Ich halte das nach wie vor für sehr erstrebenswert. Und ich glaube auch, dass innerhalb eines vereinten Personalverbands durch Fachgruppen und ähnliche Konstruktionen die Bedürfnisse der

Mitglieder nach Unterscheidungen befriedigt werden könnten. Bei den Fusionsgesprächen in den 1990er-Jahren gab es aber auch Kritik an der Idee, dass es eine Fachgruppe geben sollte, für die das akademische Zertifikat die Eintrittskarte sein soll.

Hat es bei den aktuellen Kooperationsgesprächen von BIB und VDB, der BIB leichter, weil er durch seine vergleichsweise junge Geschichte weniger lineare Tradition und Identität wie der VDB mitbringt?

Ob Tradition wirklich so eine Rolle spielt, weiß ich nicht. Ich habe eher das Gefühl, dass da etwas anderes eine Rolle spielt. Die Mitglieder des VDB sind zu erheblichen Teilen in einer Vorgesetztenfunktion gegenüber anderen Bibliothekaren, die aber nicht im VDB sind. Die sind mehrheitlich im BIB organisiert und da hat nicht jeder Vorgesetzte die Größe und das persönliche Format, dass er versteht, dass er im Dienst in der Vorgesetztenrolle ist, im Verband es dagegen genau umgekehrt sein kann, wenn da die Vorsitzende beispielsweise eine Bibliotheksassistentin ist.

In kleinerem Maße gibt es Vorgesetzten-Mitarbeiter-Verhältnisse auch im BIB, wenn etwa Kolleginnen und Kollegen oder Vorgesetzte im gleichen Verband sind. Bei den Gesprächen von BIB und VDB geht es auch um die Publikationen der Verbände. Die Erwartungshaltung in Richtung Open Access scheint größer zu werden. Wie könnte eine zukunftsfähige Finanzierung von Fachzeitschriften wie BuB aussehen?

Um die Frage zu beantworten müsste man wissen, wie viel BIB-Mitglieder deshalb Mitglied sind, weil sie BuB beziehen wollen. Wenn sie an BuB auch anders kostenlos herankommen, sparen sie sich womöglich den Mitgliedsbeitrag. Man könnte Modelle andeuten, die BuB zum goldenen Open Access bringen, ohne dass die Zeitschrift gefährdet wird. Es gibt ja auch jetzt Leser und vor allem Institutionen, die BuB im Abonnement beziehen. Es ist ja keine Zeitschrift, die exklusiv an Mitglieder des BIB geht, sondern jeder kann sie abonnieren. Man müsste also überlegen, wenn schlimmstenfalls diese Abonnenten wegbrechen, wie sieht das dann für den Verband finanziell aus. Und weiter müsste man überlegen, ob Mitglieder aus dem Verband austreten, wenn sie gleich nach Erscheinen des Heftes und nicht mit dem dreimonatigen Zeitverzug an die Hefte frei zugänglich herankommen. Ich könnte mir auch Modelle vorstellen, die so aussehen, dass die digitale Variante im Open Access publiziert wird und für jeden kostenlos ist. Zudem gibt es die Printabos und wer eine Printzeitschrift haben will, muss zahlen.

Sie sind Mitherausgeber der Fachzeitschrift »Bibliothek. Forschung und Praxis«. In Ihrer Bibliografie sind mehr als 400 Publikationen aufgeführt. Hatten Sie schon immer Freude am Publizieren?

Jetzt zielen sie auf meine Eitelkeit ab (lacht). Also erstens macht es mir großen Spaß zu publizieren. Das ist mir eine Freude und zwar nicht bloß meine eigenen Werke, sondern auch das, was andere Leute schreiben und ich herausgebe. Es macht mir Spaß, Dinge zu lesen, die ich als Erster lesen darf. Als ich noch in der Praxis war, habe ich aber auch gesehen, dass es über viele Fragen, die sich dem Praktiker jeden Tag stellen, einfach nichts Verlässliches gab. Das war alles Alltagswissen und wurde mündlich weitergegeben. Als ich in den 1980er-Jahren Leiter der Stadtbibliothek Ludwigsburg war, hatten wir eine Kollegin, die wenige Jahre vor der Verrückung war, die aber alle Arbeitsvorgänge in der Bibliothek genau kannte. Und nachdem sie in Rente war, brach dann die Diskussion über manche Fragen aus, weil nichts dokumentiert war und nichts schriftlich festgehalten wurde. Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen ist bei mir das Bedürfnis entstanden, Wissen mehr oder minder verbindlich darzulegen. Später hab ich angefangen, das ein oder andere Lehrbuch zu schreiben. Das hat sich immer weiter entwickelt, bis hin zum Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft.

War das ein Herzensprojekt?

In Wirklichkeit ging der Impuls nicht von mir aus. Der Hiersemann-Verlag hat mich angesprochen und gefragt, ob ich ein solches Lexikon machen wollte. Da spielte bei mir einfach eine Rolle, dass ich immer schon das Bedürfnis hatte, Wissen zu klären und transparent und greifbar zu machen.

Sollten sich auch Bibliothekspraktiker mehr trauen zu publizieren, auch wenn es dann eher ein Best-Practice-Artikel oder ein Erfahrungsbericht wird, der weniger in der Wissenschaft verortet ist?

Das müssen die Praktiker dann selbst entscheiden. Was ich gut und begrüßenswert finde ist, dass es »Bibliothek. Forschung und Praxis« und auch andere Fachzeitschriften gibt, die immer wieder von Praktikern Beiträge einwerben, um gute Praxis vorzustellen. Das finde ich sogar eine ganz wichtige Funktion der Fachzeitschriften, dass es da ein paar kluge Leute gibt – und da hat BuB mit seiner hauptamtlichen Redaktion natürlich einen großen Vorteil –, die die Szene beobachten und dann Praktiker gezielt ansprechen, einen Fachartikel zu schreiben.

Zum Abschluss unseres Interviews: Was wünschen Sie dem Bibliothekswesen für die Zukunft?

Ich möchte das auf die Bibliothekarinnen und Bibliothekare bezogen beantworten. Ich wünsche mir für die Kolleginnen und Kollegen im Beruf, dass sie mit Ruhe in der Seele, Skepsis im Geist und Tatkraft im Handeln ihre Zukunft gestalten.

Professor Umlauf, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Was ich gut finde ist, dass es Fachzeitschriften gibt, die immer wieder von Praktikern Beiträge einwerben, um gute Praxis vorzustellen.

Zur Person

Konrad Umlauf (Foto: Foto + Atelier Kleiber Ludwigsburg) studierte 1972 bis 1977 an der FU Berlin Germanistik, Volkswirtschaftslehre, Wirtschaftspädagogik und Publizistik. 1981 Promotion und Examen zum Diplom-Bibliothekar. Nach Stationen als Dozent an der Schwedischen Wirtschaftshochschule in Helsinki und an der Amerika-Gedenkbibliothek war er 1983 Leiter der Stadtbibliothek Ludwigsburg und ab 1989 Leiter der Stadtbibliothek Heilbronn. 1992 erfolgte die Berufung zum Universitätsprofessor an die FU Berlin, 1994 Versetzung an das neu begründete Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. 2016 erfolgte seine Emeritierung. Konrad Umlauf ist Träger der Karl-Preusker-Medaille. Zu seinem 65. Geburtstag erschien die Festschrift »Bibliothek. Forschung für die Praxis« (DeGruyter, 2017).



BIB-Aktiv

1982-1983 Landesgruppenvorstand Berlin des Vereins der Bibliothekare an Öffentlichen Bibliotheken (VBB,; aufgegangen im Berufsverband Information Bibliothek, BIB) sowie 1986-1992 VBB-Landesgruppenvorsitzender Baden-Württemberg. 1992-1998 Bundesvorsitzender des Vereins der Bibliothekare und Assistenten vba (2000 aufgegangen im BIB)

1998-2008 Mitherausgeber Fachzeitschrift BuB – Forum Bibliothek und Information